

# Letzte jüdische Schule Deutschlands

Als einen sicheren Hafen beschrieben Jugendliche ihre Schule in der Moabiter Siemensstraße 15. Während außerhalb die Nazihorden regierten und jüdische Geschäfte zerstörten, blieb dieses kleine Internat unangetastet. Tatsächlich duldete der NS-Staat die Mischung von Schule und Berufsausbildung noch bis 1943, als Juden eigentlich schon seit Jahren der Besuch von Bildungseinrichtungen verboten war.

Dies war nur wegen einer Besonderheit des Internats möglich. Es gehörte dem Verein ORT, der 1880 in Russland gegründet worden war, um jüdischen Jugendlichen eine Berufsausbildung zu ermöglichen. Der Name war eine Abkürzung, übersetzt hieß es "Gesellschaft für Handel und landwirtschaftliche Arbeit". Es gibt ihn bis heute, mittlerweile heißt er World ORT und steht für "Organisation, Wiederaufbau, Schulung". In über 50 Ländern der Erde ist er vertreten, jedoch nicht mehr in Deutschland.

Nach der Oktoberrevolution verlegte ORT 1921 seinen Sitz nach Berlin in die Bleibtreustraße 34. Da es in Deutschland bereits eine funktionierende Schulausbildung und auch jüdische Schulen gab, wurden hier keine eigenen Einrichtungen gegründet. Dies änderte sich, als jüdische Kinder ab November 1937 keine öffentlichen Schulen mehr besuchen durften.

Und auch jüdischen Schulen wurde Steine in den Weg gelegt, bevor sie 1942 ganz verboten wurden. So durften sie bald kein eigenes Vermögen mehr haben, was einen Schulbetrieb fast unmöglich machte. ORT als internationale Organisation hatte auch eine Sektion in England. Und diese war es, die 1937 offiziell das Gebäude in der Siemensstraße 15 kaufte sowie die Lehrmittel und das Werkzeug für die Berufsschüler bezahlte. Das Eigentum ausländischer Juden wurde ja vorerst noch nicht angetastet. Adolf Eichmann persönlich gab die Erlaubnis zur Schulgründung, unter der Voraussetzung, dass die Absolventen am Ende Deutschland verlassen würden. So stand das Internat eine Zeitlang unter gewisser Immunität. Während der Reichspogromnacht am 9. November 1938 wurde es z.B. nicht beschädigt.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die Schule mehr als 200 Schüler ab 14 Jahren. Als im Laufe des Jahres 1939 ein Krieg immer wahrscheinlicher wurde, beschloss der britische Verband von ORT, die gesamte Schule nach England zu evakuieren. Für 215 Schüler und Lehrer wurden Visa beantragt, doch die britische Regierung wollte keine größeren Gruppen ins Land lassen. Die ORT-Mitarbeiter überzeugte sie schließlich mit dem Argument, dass die Ausrüstung und auch die gut ausgebildeten Schüler sonst den Nazis in die Hände fallen würden und denen nützen würden. Im August 1939 reiste der britische Leutnant Joseph Levey nach Berlin und wurde in seiner Regimentsuniform samt schottischem Kilt bekleidet in der SS-Zentrale vorgestellt. Sein Auftreten machte so viel Eindruck, dass er eine Zusage für die Ausreise der Jugendlichen nach England bekam.

Die erste Gruppe von 106 Schülern und einige Lehrer konnten kurz danach abreisen, vom Bahnhof Charlottenburg aus ging es nach Holland und weiter nach England. Allerdings galt die Genehmigung nicht für die Angehörigen. Die anderen Schüler und Lehrer sowie der Rektor Werner Simon sollten eine Woche später folgen. Doch als am 1. September 1939 der Krieg ausbrach, wurden die Grenzen sofort geschlossen. Nun saßen sie in Berlin fest und kehrten zur Schule zurück.

Überraschenderweise wurde das ORT-Internat von den deutschen Behörden weiterhin in Ruhe gelassen, obwohl es nun zu einem feindlichen Staat gehörte. Über die folgenden vier Jahre ist wenig bekannt. Eichmann schrieb 1941 einen Brief, dass es nun in die "Reichsvereinigung der Juden in Deutschland" integriert wurde, einem Verband, in dem die Nazis alle noch existierenden jüdischen Organisationen zusammenfassten. Bis dahin wurden sogar neue Schüler aufgenommen, teilweise auch bereits erwachsene.

Im April 1941 aber wurde ihr der Status als Schule aberkannt. Trotzdem durften die Jugendlichen weiterhin im Internat bleiben, mussten tagsüber aber in Fabriken der Stadt arbeiten. Bis 1943, als Berlin offiziell als "judenfrei" erklärt wurde, gab es trotz des Verbots weiterhin Unterricht.

Währenddessen erging es auch den Emigrierten schlecht. Nach dem Abschluss ihrer Ausbildung wurden sie größtenteils als "feindliche Ausländer" in Internierungslager gesteckt, wo sie bis Kriegsende festgehalten wurden. Wer noch unter 16 Jahre alt war, ist dagegen in die britische Armee eingezogen worden.

Aber das ist kein Vergleich zu dem Schicksal, das die in Berlin zurückgebliebenen Schüler erwartete. Immer wieder wurden einzelne von ihnen festgenommen und in Konzentrationslager deportiert. Darunter auch der Lehrer Dr. Arthur Feige, dem jedoch auf dem Weg nach Auschwitz die Flucht gelang. Im Februar oder Juni 1943 (unterschiedliche Angaben) stürmte dann die SS das Internat. Sie nahmen die verbliebenden Lehrer und die etwa 100 Schüler mit, die kurz darauf nach Auschwitz deportiert wurden. Nur der zuvor geflohene Lehrer Arthur Feige sowie einer der Schüler überlebte den Holocaust.

Nach der NS-Zeit gründete sich World ORT auch noch einmal in Deutschland. Sie bildete Juden aus, die zurückgekehrt waren oder den Faschismus hier überlebt hatten. Diese Ausbildung diente aber nur noch dazu, ihnen Wissen und Fähigkeiten zu vermitteln, die sie dann nach ihrer endgültigen Auswanderung gebrauchen konnten. Im Jahr 1952 beendete ORT in Deutschland seine Arbeit, es gab nicht mehr genügend Auswanderungswillige, um den Betrieb aufrechtzuerhalten. Sie war für viele Jahre die letzte jüdische Schule in Berlin. Und auch das einstige Gebäude existiert heute nicht mehr.



---

## Wappen am Reichstag

Millionen von Besuchern aus aller Welt besichtigen jedes Jahr das Reichstagsgebäude. Sie warten meist in langen Schlangen vor dem Westportal auf Einlass. Einen ersten Eindruck vom historischen Teil des Parlamentsgebäudes bieten da bereits die Wappen derjenigen deutschen Staaten, Länder und Städte, die sich 1871 zu Deutschen Reich vereinigt hatten. Insgesamt sind als "Stammbaum" zwanzig Wappen in zwei verschiedenen Größen abgebildet. Das neue Reich war ein Bundesstaat, dem 25 Einzelstaaten angehörten. Die genaue Zuordnung der Wappen sorgt heute deshalb für Verwirrung.

Zum Deutschen Reich zählten die vier Königreiche Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg sowie Großherzogtümer, Herzog- und Fürstentümer mit Namen wie Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Coburg-Gotha, Reuß ältere Linie oder Schaumburg-Lippe und Waldeck. Außerdem traten dem Bundesstaat die Freien und Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck bei. Hinzugezählt werden muss auch das 1871 in Folge des Deutsch-Französischen Krieges annektierte Elsass-Lothringen.

Mit dem damals wohl bekanntesten Bauplastiker Otto Lessing hatte der Reichstagsarchitekt Paul Wallot einen geeigneten Künstler für die Ausgestaltung des Parlamentsgebäudes gewinnen können. Lessing, ein Urgroßneffe des berühmten Dichters, war auf einer Vielzahl von prominenten Baustellen beschäftigt, so beim Neubau des Preußischen Landtags oder bei der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.

Über den genauen Fortgang bei der Gestaltung der Arbeiten am Westportal ist wenig bekannt. Der Nachlass des renommierten Bildhauers ging weitgehend verloren. Es ist überliefert, dass es Paul Wallot selbst nicht auf die genauen heraldischen Bedeutungen ankam, für ihn stand das Schmückende im Vordergrund. Daher entzündete sich schon die zeitgenössische Kritik an den falsch und fehlerhaft dargestellten Wappen.

Und doch liegt in der Unvollständigkeit eine klar kalkulierte Dramaturgie. Die vier Königreiche, die von ihrer Einwohnerzahl ohnehin neben dem Großherzogtum Baden zu den fünf größten Staaten im Deutschen Reich zählten, sind ihrer politischen Stellung folgend größer als die übrigen Wappen dargestellt. Auf der linken Portalseite stehen

Preußen und Sachsen, rechts hingegen Bayern und Württemberg. Die sechs Großherzogtümer sind im rechten Winkel jeweils zwischen den vier Königreichen in der Reliefmittle auf beiden Portalseiten angeordnet. Nicht vollständig und nicht immer heraldisch richtig sind die Fürstentümer und die Hansestädte abgebildet. Unterhalb der gesamten Wappenreliefs befinden sich zwei Allegorien, die die beiden preußischen Ströme, den Rhein (an der linken Portalseite) und die Weichsel (an der rechten Portalseite) zeigen.

Bereits am Westportal gibt es also reichlich zu sehen. Ein Blick auf die Reliefs lohnt sich.

*Volker Wagner, Blickpunkt Bundestag*

---

## Anhalter Bahnhof

Es gibt in Berlin einige langgezogene Brachflächen, denen man ansieht, dass hier einmal ein sehr großes Bauwerk gestanden hat. Direkt am Potsdamer Platz ist solch eine Fläche, am Spreewaldplatz in Kreuzberg und an der Invalidenstraße sogar zwei. Hier standen einst große Fernbahnhöfe: Potsdamer, Lehrter, Stettiner und Görlitzer Bahnhof bringt man heute höchsten noch mit dem Nahverkehr in Verbindung.

Das gleiche gilt auch beim Anhalter Bahnhof. Nur noch der Rest einer Ruine erinnert daran, was hier einst stand – es ist das Portal des ehemaligen Eingangsbereichs. Dahinter eine leere Fläche auf der manchmal ein Zirkus sein Zelt aufbaut, ansonsten spielt man hier Fußball.

“Berlin – Anhalter Bahnhof”, das war mal ein Begriff. Nahe des Potsdamer Platzes war der Askanische Platz, an dem der Bahnhof stand, ein pulsierendes Stück Berlin. Auf der gegenüberliegenden Seite der Königsgrätzer Straße (heute Stresemannstraße) stand das größte Hotel Europas, das Exelsior: 600 Zimmer, neun Restaurants, ein Bierkeller für 1.500 Gäste, zweihundert Tageszeitungen aus aller Welt. Selbstverständlich gab es einen eigenen unterirdischen Zugang zum Bahnhof. Daneben warteten aber noch fünf weitere Luxushotels in unmittelbarer Nachbarschaft des Bahnhofs, wie das Hotel Hollstein.

Der Anhalter Bahnhof des Architekten Franz Schwechten war wie alle Berliner Fernbahnhöfe eine Endstation. Bei der Planung wurden sie als Kopfbahnhöfe angelegt, die nahe der Stadtmauer stehen. Der Anhalter jedoch, aus dem die Züge Richtung Süden ankamen und losfuhren, war eine Besonderheit, hier hatte der Kaiser sogar eigene Räume. Zusammen mit seinem Reichskanzler Bismarck erschien Wilhelm I. denn auch zur Eröffnung am 15. Juni 1880. Dabei hatte Bismarck überhaupt kein gutes Verhältnis zur Eisenbahn, er meinte, sie wäre nur dem Verkehr im Wege. Doch die riesige Halle des “Berlin-Anhaltischen Eisenbahnhofs” mit 34 Metern Höhe und einer Spannweite von 62 Metern beeindruckte auch ihn.



Anhalter Bahnhof, das hieß eine direkte Verbindung nach Dresden, von wo aus es weiterging nach Wien, Rom und Athen, es waren sechs Bahnsteige in die weite Welt. Später ging es von hier aus sogar direkt bis nach Neapel. Und die Welt kam auch hier an. Neun Jahre nach der Eröffnung entstieg der italienische König Umberto seinem extra für diese Reise gebauten Luxuszug, der sieben Salonwagen hatte. Umberto wurde von Wilhelm II. persönlich erwartet. 1913 folgte der russische Zar Nikolaus, fünf Jahre später holten hier 20.000 Menschen Karl Liebknecht von Zug ab.

55 Jahre nach seiner Inbetriebnahme war jedoch das Ende des Bahnhofs beschlossene Sache: Adolf Hitlers Pläne für eine neue "Reichshauptstadt Germania" sahen an dieser Stelle eine Badeanstalt vor, die Bahnhöfe sollten aus der Innenstadt verschwinden. Dass der Bahnhof dann zehn Jahre später tatsächlich zerstört wurde, war ebenfalls Hitlers Verdienst, wenn auch auf andere Weise. In den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges gab es schwere Schäden, vor allem die verheerenden Luftangriffe am 3. Februar 1945 vernichteten große Teile des Komplexes, alle dazu gehörenden Gebäude brannten aus oder wurden gesprengt. Die Menschen flüchteten in den unterirdische S-Bahnhof. Als die Rote Armee bereits in Berlin stand, wurde der Nord-Süd-Tunnel am Landwehrkanal mutmaßlich von der SS gesprengt. Gerüchten nach sollen dabei tausende Menschen im Tunnel ertrunken sein, Augenzeugen berichteten jedoch, dass das Wasser nur langsam stieg und fast alle fliehen konnten.

Etwa ein Jahr nach Kriegsende wurde der Anhalter Bahnhof wieder provisorisch in Betrieb genommen. Die Gebäude waren zerstört, das Dach verschwunden, die Bahnsteige notdürftig geflickt, aber die Schienen erneuert. Das langsame Sterben des Bahnhofs ging jedoch weiter. Durch die besondere Lage der nun geteilten Stadt mussten alle Züge die nach Berlin wollten durch die von den Sowjets besetzte Zone. Im Mai 1952 verlangte die DDR-Regierung, dass sämtliche Personenzüge nach Westberlin zuerst den Ostbahnhof anfahren müssten. Das war das Aus für den Anhalter Bahnhof. Der notdürftig geflickte Bahnhof war nun nutzlos geworden. Trotz massiver Proteste aus der Bevölkerung ließ der Senat das Gebäude 1960 sprengen, nur ein Teil des Portals blieb stehen. Ganz oben sieht man noch heute die Allegorien für den Tag und die Nacht, dazwischen Loch, in dem einst eine große elektrische Uhr hing – Symbole dafür, dass im Anhalter Bahnhof immer Betrieb war.



---

## Neptunbrunnen

Für Berlin-Besucher ist der Neptunbrunnen ein Muss, wenn sie die City Ost besuchen. Viele Berliner dagegen nehmen ihn kaum wahr, obwohl er – zwischen Fernsehturm, Roten Rathaus und Spree gelegen – auf der luftigen Freifläche kaum übersehen werden kann.

Im Jahre 1891 wurde der Brunnen auf Veranlassung und mit Mitteln des Magistrats direkt am Schlossplatz aufgestellt, etwa an der heutigen Einmündung der Breiten Straße in die Rathausstraße in Mitte.

Schon Karl Friedrich Schinkel hatte für denselben Standort in der Achse der Breiten Straße im Auftrage mehrerer märkischer Körperschaften einige Entwürfe für einen Brunnen ausgearbeitet, der wieder die Freiheitskriege zum Thema hatte. Im Mittelpunkt der Schinkelschen Entwürfe stand die Kolossalgestalt einer Borussia. Dieser Brunnen kam, man kann auf Grund der vorhandenen Zeichnungen sagen, glücklicherweise, nicht zur Ausführung. Nach dem Krieg 1870/71 griff man die Idee eines Denkmalsbrunnens erneut auf. In Anlehnung an die Schinkelschen Pläne war es diesmal die Symbolfigur der Germania, die an die siegreichen Schlachten über die Franzosen erinnern sollte. Der Brunnen, der dann 1891 aufgestellt wurde, hatte inhaltlich nichts mehr mit diesen heroisierenden Vorstellungen zu tun. Den Mittelpunkt der Anlage bildet die Gestalt des Meeresherrn Neptun (Neptun war auch Poseidon in der griechischen Mythologie) mit dem Dreizack. Triton ist vor seinem Vater, Poseidon, der sein Kommen verkündet. Hinter Neptun befindet sich eine Proteusfigur, die sich in der Mythologie verändern konnte. Nereus sitzt am Beckenrand und ist der Vater der fünfzig Nereiden, der Nixen. Zwei von Neptuns Gefolgsfrauen sind auch anwesend, und Fische liegen auf dem Boden des Brunnens.

Der Entwurf des Brunnens stammt von Reinhold Begas, einer der am meisten mit öffentlichen Aufträgen beschäftigten Berliner Bildhauer der Kaiserzeit. Das Modell hatte er schon 1880 angefertigt, ohne dabei einen festen Standort im Auge zu haben. In der thematischen und künstlerischen Konzeption finden sich Anklänge an den Brunnen von Rafael Donner auf dem Neumarkt in Wien, wie auch an den Vierströme-Brunnen Gianlorenzo Berninis auf der Piazza Navona in Rom. Die Kunstkritiker waren über den künstlerischen Wert des Brunnens geteilter

Meinung. Es wurde bemängelt, dass Neptun passiv dastände und nicht mit dem Dreizack Wasser aus den Felsen schlage oder aus den Fluten auftauche. Dagegen fand der Neptunbrunnen sofort die ungeteilte Sympathie der Berliner Bevölkerung. Das äußerte sich auch darin, dass er den liebevollen Spitznamen "Forckenbecken" erhielt, nach dem damaligen, sehr beliebten Oberbürgermeister Maximilian von Forckenbeck.

Im zweiten Weltkrieg wurde vor allem die Einfassung aus Granit stark beschädigt. Im Zuge der städtebaulichen Neuordnung der Ost-Berliner Innenstadt wurde der Neptunbrunnen 1968/69 auf den neu gestalteten Platz gegenüber des Roten Rathauses versetzt.

Heute wird überlegt, den Brunnen nach Fertigstellung des Humboldt-Forums den Brunnen wieder an den ursprünglichen Standort zu versetzen.



---

## NVA-Bunker Garzau

### Organisations- und Rechenzentrum der Nationalen Volksarmee

Der Besuch von Bunkeranlagen ist fast immer eine kleine Reise in eine verborgene Welt. Die offiziell als "Schutzbauwerke" bezeichneten Anlagen haben meist eine beklemmende Ausstrahlung; egal, ob sie im Weltkrieg für den Schutz von Zivilisten gebaut wurden, zu DDR-Zeiten der Stasi oder dem Militär



bedienten oder ob sie in West-Berlin vor atomarer Bedrohung schützen sollten.

Der Bunker in Garzau, östlich von Berlin nahe Hennickendorf, ist da keine Ausnahme. Er beherbergte einst das Organisations- und Rechenzentrum (ORZ) der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR. Nicht weit von Strausberg gelegen, wo das Kommando der DDR-Streitkräfte saß, hatte es in der Logistik der Armee eine zentrale Aufgabe. In der 1976 in Betrieb genommene Anlage wurden die täglichen Meldungen der Einheiten und Stäbe über Stärken, Bestände, Truppenbewegungen und Vorkommnisse zusammengetragen, aufbereitet und elektronisch an das Verteidigungsministerium weitergeleitet.

Bei dem Bunker handelt es sich um eines der größten Schutzbauwerke der NVA aus dem Kalten Krieg. Von außen ist jedoch nicht viel zu erkennen. Wie oft bei militärischen Anlagen wurde Wert auf Tarnung gelegt und so sieht man nicht mehr als ein Bürogebäude mit einem dahinter liegenden Hügel. Wer aber an einer der wöchentlichen Führungen teilnimmt, erlebt eine Überraschung: Im Gebäude führt eine Treppe nach unten und hinter dicken Türen öffnet sich dem Besucher ein 200 m langer Gang. Er führt in das Innere des vermeintlichen Hügels, der tatsächlich den aufgeschütteten Bunker verbirgt. Am Ende muss man durch eine Schleuse, mehrere Tonnen schwere Stahlüren aus sowjetischer Produktion geben den Weg in das eigentliche Rechenzentrum frei.

Hier sind wesentliche Teile der ursprünglichen Ausstattung noch erhalten. Auf zwei Etagen wird man zuerst in den Computerraum geführt: Er liegt im Inneren der Anlage, sein Boden steht auf etwa 50 cm hohen, starken Federn, die

bei einer nahen Atombombenexplosion die Bewegungsenergie auffangen sollten, um eine Beschädigung der Rechner zu verhindern.

Danach werden die beeindruckenden Versorgungsanlagen vorgestellt. Um eine unabhängige Stromversorgung zu gewährleisten, wurden z.B. vier Schiffsmotoren installiert. Eine imponierende Luftfilteranlage sollte selbst bei einem Angriff mit Giftgas oder bei radioaktiv verseuchter Luft das Überleben im der Anlage sichern. Das Wasser bezieht der Bunker bis heute aus einem eigenen Brunnen. Etwa 17 Meter unter der Erdoberfläche soll sogar ein Überleben möglich gewesen sein, wenn wenige hundert Meter weiter eine Atombombe von der Größe der Hiroshima-Bombe explodiert wäre. Glücklicherweise musste die Anlage nicht beweisen, dass das auch stimmt.

Hätte während eines Angriffs eine verseuchte Person in den Bunker eingelassen werden müssen, so gab es dafür eine spezielle Routine: Derjenige musste über mehrere Stationen verteilten Dekontaminierungsmaßnahmen über sich ergehen lassen, bevor er ins Innere des Bauwerk gelangen konnte.

Beeindruckend ist auch der Dispatcherraum, der zentrale Kontrollraum des Bunkers. Von hier aus konnte die gesamte Anlage wie Zugänge, Strom-, Wasser- und Luftversorgung gesteuert werden. Fast alle Schaltpläne und Kontrolltafeln sind noch erhalten und scheinbar in Betrieb.

Nach der Auflösung der DDR wurde das Rechenzentrum noch bis 1993 von der Bundeswehr genutzt. Es ist in einem sehr guten Zustand.

### **Bunker Garzau**

Gladowshöher Straße 3

15345 Garzau

0173 - 619 27 12

[info@bunker-garzau.de](mailto:info@bunker-garzau.de)

[www.bunker-garzau.de](http://www.bunker-garzau.de)



---

## Paris-Moskau

Es ist schon ein merkwürdiges Bild, das dieses Restaurant am östlichen Ende der Straße Alt-Moabit bietet: Ein kleines Gebäude im Fachwerkstil, sogar ein Balkon wie in den Alpen. Im Inneren ein Stahlkonstruktion samt gusseiserner Säule im unteren Schankraum, dazu ein Gründerzeit-Buffer.

Direkt dahinter der bombastische Neubaukomplex des Innenministerium, gegenüber der riesige Hauptbahnhof. Völlig deplatziert steht es hier und hat doch manche Zeiten überlebt.

Gebaut wurde das Haus 1898, vor nun 120 Jahren. Schon damals beherbergte es eine Gaststätte mit dem wenig einfallsreichen Namen "Kindl-Stube". Anders als viele glauben gehörte es nie zu einer Bahnanlage oder dem einst nebenan bestehenden Ausstellungspark **ULAP**.

Zwanzig Jahre später, am Ende des 1. Weltkriegs, übernahm eine Familie Tees das Lokal. Am Ende des 2. Weltkriegs ging das Gebäude, das fast als einziges der Umgebung den erbitterten Kampf um den Reichstag unbeschädigt überstanden hatte, an "Mutter Busch". Nun hieß es 30 Jahre Schultheiss-Klause". Unten wurden Bier und Bouletten angeboten, oben gab es drei Zimmer als Fernfahrerbordell.

Mitte der 1970er Jahre kam mit dem "Josef" erstmals ein Restaurant in das Haus. Zu dieser Zeit lag es recht abseits, nahe der Grenze zu Ost-Berlin. Nur die Autos, die zwischen Tiergarten/Wedding und Kreuzberg/Schöneberg fuhren, kamen vorbei. Und manchmal ein Tourist, der zuvor den Reichstag besucht hatte.

1987 übernahm der jetzige Inhaber das Restaurant und nannte es Paris-Moskau, nach der Eisenbahnstrecke, die gleich daneben auf dem Stadtbahnviadukt fuhr. Bis heute trägt es diesen Namen.

Das Restaurant bot schon damals etwas gehobene Küche an, doch mit dem Mauerfall und der immer schneller werdenden Taktung der Stadt stiegen auch Qualität und Preise im Paris-Moskau.

Mit der Fertigstellung des Bundesinnenministeriums im Rücken des Hauses zog eine neue Klientel ein. Aber neben den Abteilungsleitern trifft man im Paris-Moskau oft auch Prominente, bis hin zur Kanzlerin. Sie hat es ja auch nicht weit von Ihrem Arbeitsplatz aus.

Im Gegensatz zu den vielen umliegenden Neubaublöcken beweist das Paris-Moskau, dass diese Gegend auch eine Geschichte hat.



---

## Das Kloster der Dominikaner in Moabit

Mitten in der Berliner Innenstadt, versteckt in einer Seitenstraße, in einem Wohnviertel in Moabit, steht seit dem 19. Jahrhundert ein Kloster. Das katholische Dominikanerkloster St. Paulus ist selbst vielen Bewohnern des Stadt



teils kaum bekannt, denn die Mönche, die hier Pater oder Brüder genannt werden, sind im Straßenbild nicht als solche zu erkennen.

Die Geschichte der Dominikaner in Moabit geht bereits auf das Jahr 1868 zurück. Damals richtete der Pater Ceslaus in einem Kesselschmiede in der Turmstraße das erste Kloster ein. Zuvor hatte der "Frauenverein St. Hedwig zur Verpflegung katholischer Waisen" das Gebäude gekauft und die nebenstehenden Wohnhäuser gleich mit. Dort, in der Turmstraße 44, wurde ein Waisenhaus eingerichtet.

Ein Jahr nach der Gründung des Klosters regte sich antikatholischer Widerstand in der Bevölkerung. Am 16. August 1869 versuchte eine gewalttätige Menge, das Kloster zu stürmen. Bei der Verteidigung durch die Polizei kamen zwei Menschen ums Leben, über 30 wurden verletzt, die Krawalle wurden als "Moabiter Klostersturm" bekannt. Die feindliche Stimmung nahm auch in den folgenden Jahren nicht ab. 1875 mussten die Mönche das Kloster letztlich schließen und verkaufen, für mehrere Jahre setzten sie ihre missionarische Tätigkeit verdeckt fort. Erst 1889, als der sogenannte "Kulturkampf" vorüber war, durfte das Kloster wieder eröffnet werden.

Das Unbill für St. Paulus ging jedoch weiter: Nachdem 1892 die Grundsteinlegung für das heute noch bestehende Kloster in der Oldenburger Straße stattfand, wurden kurz vor der Eröffnung 1893 in der Kirche die beiden Glocken gestohlen. Und auch sonst hatte man mit seinen Schäfchen so seine Probleme, wie in einer Bitte an den Bischof Kopp deutlich wird: "Zahlreiche Kinder sterben ohne die heilige Taufe dahin oder wachsen als Heiden auf, um die endlose Schar der Sozialdemokraten und Gottesleugner zu vermehren."

1905 bis 1907 wurde der Ostflügel und das Gemeindehaus des Klosters an der Oldenburger Straße errichtet, im Folgejahr brannte der Dachstuhl der Kirche durch Brandstiftung ab.

Einen moralischen Tiefpunkt erreichte das Dominikanerkloster am 1. Mai 1933. Unter der Führung von drei Patres marschierte die gesamte Pfarrjugend zum Lustgarten, zur Kundgebung von Hitler und Hindenburg. Zu diesem Zeitpunkt war St. Paulus die größte katholische Gemeinde Berlins. Zehn Jahre später waren viele der



Jungs tot, gefallen als Landser oder von den Fliegerbomben in der Heimat zerfetzt.

Trotzdem wehte im Januar 1943 zum Pontifikalamt an den Türmen von St. Paulus neben den weißgelben Kirchenbannern auch die Hakenkreuzfahne. Nur wenige Monate danach waren große Teile des Klosters zerstört, allein am 24. Januar 1944 fielen 85 Stabbrandbomben und eine Phosphorbombe auf den Komplex, die Mönche konnten kaum noch etwas retten. Viele der dem Kloster angegliederten Einrichtungen wurden zerstört oder beschädigt. Wo noch ein Dach vorhanden war, wurden Ausgebombte einquartiert, das zerstörte Polizeirevier aus der Emdener Straße zog in die Räume des Waisenhauses.

Trotz des politisch äußerst fragwürdigen Standpunkts der Dominikaner, gab es unter ihnen auch einzelne, die den Nazis von Anfang an - und bis zum Ende - in herzlicher Ablehnung gegenüberstanden. Genannt sei vor allem Pater **Odilo Braun**, der immer wieder öffentlich gegen die Rassegesetze der Nazis und die Verfolgung Andersdenkender auftrat. Er organisierte einen antifaschistischen "Ausschuss für Ordensangelegenheiten" und baute eine innerkirchliche Kommunikation auf, die unabhängig von den Nazi-Anhängern funktionierte. Natürlich waren Brauns Aktivitäten den Faschisten ein Dorn im Auge, so dass die Gestapo am 27. Oktober 1944 das Kloster besetzte und durchsuchte, Odilo Braun und seine Sekretärin wurden verhaftet. Er überlebte jedoch die Verhöre und wurde Anfang 1945 aus der Gestapohaft entlassen. Am 27. April stürmte die Rote Armee das Kloster und versuchten es auszurauben. Doch die Mönche und Gemeindemitglieder konnten die Soldaten herausdrängen.

Heute sieht der Alltag der Dominikanermönche friedlicher aus. Sie arbeiten als Seelsorger in den Gefängnissen der Stadt, als Dozenten an mehreren Hochschulen oder als Beauftragte für Sekten- und Weltanschauungsfragen. Das Collegium Dominicanum veranstaltet regelmäßige Veranstaltungen, in denen weltliche wie religiöse Themen behandelt werden. Es gibt sogar eine eigene Gruppe von Amnesty International im Kloster. Die Patres bieten Gesprächsrunden zu spirituellen Fragen und wenden sich immer auch nach außen, St. Paulus ist ein recht offenes Kloster. Den immerhin 5.000 Gemeindemitgliedern wird nicht nur konventionelle Kirchenarbeit geboten, sondern auch Freizeitangebote: Kinder finden hier ihren Garten, die Jugendlichen eine Pfadfindergruppe, Erwachsene mehrere Gruppen für Sport und andere Aktivitäten.

So hat sich das Dominikanerkloster St. Paulus doch noch in seiner einst feindlich gesinnten Umgebung durchgesetzt. Und einen erneuten Moabiter Kirchensturm hat es nun sicher nicht mehr zu fürchten.



- Dominikanerkloster St. Paulus



---

## Hallesches Tor

Das Hallesche Tor ist für die meisten heute nur ein Umsteigebahnhof zwischen zwei U-Bahnlinien. Dabei war dieser Ort zwei Jahrhunderte lang einer der wichtigsten Berlins.

September 1743: Ein 14-jähriger Junge kommt nach langem Fußmarsch aus Dessau endlich in Berlin an. Nein, er kommt an die Stadtmauer, die Berlin umschließt. Es ist bereits die zweite Stadtmauer, eine etwa vier Meter hohe Pallisade, innerhalb der sich nicht nur die Stadt Berlin befindet, sondern in der östlichen Hälfte auch noch Ländereien. Die Mauer wurde erst wenige Jahre vorher fertiggestellt, 1735, vorher gab es die Bastionen.

17 Tore hat diese Stadtmauer. Benannt sind sie fast alle nach dem Ort, den man erreicht, wenn man durch dieses Tor Berlin verlässt und immer dem Weg folgt. Noch heute sind die Namen von einigen dieser Tore allgemein bekannt, z.B. Schlesisches Tor, Kottbusser Tor und Hallesches Tor. Andere Tor-Namen leben als Plätze weiter, wie der Potsdamer oder der Rosenthaler Platz.

Der 14-Jährige kam aus Dessau in Sachsen-Anhalt, über die Straße, die von Berlin nach Halle führt. Also erreichte er die Stadt am Halleschen Tor, jedoch durfte er sie hier nicht betreten. Denn er war Jude und deshalb war nur ein einziges Tor für ihn passierbar: Das Rosenthaler Tor auf der anderen Seite Berlins. So musste Moses Mendelssohn – so hieß der Junge – einen weiten Weg gehen, um endlich ein Tor zu finden, bei dem er eine Chance zum Eintritt hatte. Zwar hat es auch dort nur mit einer List geklappt, aber das ist eine andere Geschichte.

Das Hallesche Tor war schon zu dieser Zeit ein verkehrsreicher Ort. Einige Jahre zuvor war an seiner Innenseite ein Platz angelegt worden, das sogenannte Rondell, nach dem Vorbild des Piazza del Popolo in Rom. Seine Gegenstücke waren das Achteck (Leipziger Platz) und das Quadrat (Pariser Platz). Auf das Rondell führten innerhalb Berlins drei Straßen zu, die Wilhelm-, Friedrich- und Lindenstraße, alle Straßennamen existieren noch heute. 23 Häuser standen anfangs auf dem Platz, dazwischen war ein Markt. 1815 erhielt der Platz den Namen Belle Alliance, 1843 dazu noch eine 19 Meter hohe "Friedenssäule" mit einer bronzenen Viktoria des Bildhauers Christian Daniel Rauch. Im Jahre 1947 wurde der Platz in Mehringplatz umbenannt.

Das Hallesche Tor entwickelte sich aber auch außerhalb, zumal einige Meter weiter der Landwehrgraben vorbeiführte, der später zum Kanal ausgebaut wurde, einer der wichtigen Verkehrsadern dieser Zeit. Dahinter befand sich seit 1815 der Platz am Halleschen Tor (seit 1884 Blücherplatz).

Als die Stadtmauer um 1867 abgerissen wurde, war das Hallesche Tor schon zu beiden Seiten eng bebaut. Bereits seit 1850 gab es eine Klappbrücke über den Kanal, doch diese war mittlerweile völlig unzureichend. An ihrer Stelle entstand 1876 eine neue Überquerung des Landwehrkanals, mit 33 Metern die breiteste Brücke der Stadt. An ihrer Südseite wuchs die Tempelhofer Vorstadt als bürgerliches Wohnviertel heran. Auf dem Bauwerk wurde eine Figurengruppe aus Marmor errichtet, die die Fischerei, die Schifffahrt, den Handel und den Gewerbefleiß symbolisieren. Im Krieg wurden zwei dieser Figuren zerstört. Die beiden anderen überlebten, weil sie zwischenzeitlich einen anderen Standort bekommen hatten, um dem Hochbahnhof Platz zu machen. Heute stehen sie wieder auf der Brücke. Vor allem der Hochbahnhof mit seinen markanten Treppenaufgängen geben dem Ort heute ein besonderes Bild. Der südliche Ausgang befindet sich sogar über dem Wasser des Kanals.

Ende des 19. Jahrhunderts explodierte der Verkehr, allein neun Pferdebahnlinien und eine Pferdeomnibuslinie kreuzten die beiden Plätze. 1896 war das Hallesche Tor nach dem Potsdamer Platz der verkehrsreichste Ort Berlins. Am 19. November 1905 begann hier auch der Linienverkehr mit motorisierten Omnibussen. Einen optischen Einschnitt erlebte das Hallesche Tor aber schon drei Jahre vorher, als die Hochbahnstrecke vom Stralauer Tor zum Potsdamer Platz gebaut wurde. Die Bahn wurde hier auf Stelzen teilweise über dem Landwehrkanal errichtet, um

Platz zu sparen. Immerhin führten neun Straßen auf die beiden Plätze nördlich und südlich des ehemaligen Tores. Am Vormittag des 3. Februars 1945 kam für den Belle-Alliance-Platz, das Hallesche Tor und den Blücherplatz das Aus: Das amerikanische Flächenbombardement ließ kaum ein Gebäude übrig. Zwar wurden die Häuser im Belle-Alliance-Platz nochmal provisorisch hergerichtet, aber das war nur für ein paar Jahre. In den 60er und 70er Jahren verwandelte die Gegend ihr Gesicht grundlegend, vier der hier ankommenden Straßen biegen seitdem vor dem Halleschen Tor in eine andere Richtung ab. Das ehemalige Rondell wurde wieder rund bebaut, diesmal aber eingebettet in eine große Fußgängerzone. Wilhelm- und Lindenstraße wurden vor dem Platz zum Landwehrkanal umgebogen, die Friedrichstraße endet seitdem am Mehringplatz.

Groß waren auch die Veränderungen am Blücherplatz: Die Belle-Alliance-Straße, 1947 zu Mehringdamm umbenannt, erhielt ebenfalls einen Knick und verläuft seitdem westlich des letzten noch bestehenden Wohnblocks. Die einstige Blücherstraße endet nun nicht mehr auf dem gleichnamigen Platz, sondern wurde quer über den alten Jerusalems-Friedhof gelegt und geht nun in die Obentrautstraße über. Vom Ufer her kann man den Platz nicht mehr befahren, dort gibt es nur noch eine Stichstraße, die zur Amerika Gedenkbibliothek führt. Und auch die Brücke ist dem Individualverkehr verwehrt. Hier befindet sich die Endhaltestelle einer Buslinie.

Das Hallesche Tor ist zwar immer noch ein Knotenpunkt, allerdings nur als Umsteigebahnhof der U-Bahn. Dass die einmal einer der verkehrsreichsten Orte Berlins war, ist nicht mehr vorstellbar.



---

## Erst Kroll-Oper, dann Skulpturen

Gegenüber des Reichstags, heute befindet sich dort das Tipi, stand einst die Kroll-Oper, von der jedoch nichts mehr zu sehen ist. Der preußische König Friedrich Wilhelm IV. hatte den Unternehmer Joseph Kroll mit dem Bau eines Veranstaltungskomplexes beauftragt. Nach nur zehn Monaten Bauzeit wurde 1844 die schlossartige Anlage eröffnet, die aus einem mehrgeschossigen Mittelteil und zahlreichen Flügeln und Wintergärten bestand. Bis zu 5.000 Menschen fanden hier gleichzeitig Platz. Es gab drei große Säle, darunter der besonders prunkvoll ausgestattete „Königssaal“ sowie 14 größere Gesellschaftsräume. Die eben erst eingeführte Gasbeleuchtung erleuchtete die Räume, was damals einer Sensation gleichkam.

In den Folgejahren fanden in der Kroll-Oper hunderte Veranstaltungen sehr unterschiedlicher Art statt. Es gab natürlich Opernaufführungen, aber auch Maskenbälle, Theater, Zirkus. Nachdem die offenbar nicht ganz sachgemäß betriebene Gasbeleuchtung 1851 das gesamte Gebäude in Brand gesteckt und bis auf die Grundmauer niedergebrannt hatte, wurde es schon ein Jahr später neu aufgebaut.

Man setzte nun auf anspruchsvollere Opern, trotzdem kam das Haus nicht aus seinen roten Zahlen und wurde mehrfach verkauft. 1896 wurde es an die „Königlichen Schauspiele“ vergeben und damit in staatliches, preußisches Eigentum.

Kaiser Wilhelm II. wollte an Stelle der Kroll-Oper ein prunkvolleres und größeres Opernhaus errichten lassen. Tatsächlich begannen 1913 erste Abrissarbeiten, die aber mit dem Ausbruch des 1. Weltkriegs gestoppt wurden. Während des Kriegs diente das Gebäude als Lagerhaus.

Ab 1918 gab es neue Pläne, u.a. für ein Volksopernhaus. Sie scheiterten, so wie auch wenig später die Vergrößerung durch den „Verein der Berliner Volksbühne“. Wieder nahm der Staat die Oper in Besitz, ab 1924 diente es als Filiale der Staatsoper Unter den Linden.

Die Geschäfte liefen wie immer schlecht und in Zeit der Wirtschaftskrise erst recht. 1931 fand in der Kroll-Oper die letzte Vorstellung statt und stand in der Folge zwei Jahre lang leer.

Nach der Machtübergabe an die Nazis erwachte die Kroll-Oper wieder zum Leben. Am 19. Februar 1933 gab es dort den antifaschistischen Kongress „Das freie Wort“, an dem 900 liberale, sozialdemokratische und kommunistische

Politiker und Bürger teilnahmen. Darunter Ernst Reuter, Carl von Ossietzky, Theodor Lessing und Alfred Döblin. Am Abend stürmte die Polizei das Gebäude, beendete die Veranstaltung und nahm zahlreiche Teilnehmer fest.

Als neun Tage später gegenüber der Reichstag niederbrannte, zog das Parlament in die Kroll-Oper ein. Eine Woche später erhielten die NSDAP und die mit ihr verbundene Deutschnationale Volkspartei die Mehrheit bei der Reichstagswahl. Ende 1933 bestand der Reichstag nur noch aus Nationalsozialisten, ein Parlament wurde in der Diktatur nicht mehr gebraucht.

Ab und zu nutzten die Nazis aber die Kroll-Oper noch, meist für medienwirksame Auftritte. So wurde dort am 18. April 1934 die erste Fernsehübertragung in Deutschland durch den Fernsehsender Paul Nipkow der Öffentlichkeit vorgestellt.

Am 1. September 1939 verkündete Adolf Hitler hier den Überfall auf Polen und damit den Beginn des 2. Weltkriegs. Bei der Kriegserklärung Deutschlands an die USA am 11. Dezember 1941 erklärte Hitler in der Kroll-Oper den US-Präsidenten Franklin D. Roosevelt für geisteskrank.

Wenige Monate später bezog die Staatsoper das Gebäude, weil ihr eigenes Opernhaus bei einem Luftangriff schwer beschädigt worden war. Dieses Schicksal traf im November 1943 dann auch die Kroll-Oper. Teile des Hauptgebäudes waren zerstört.

Ab dem Frühsommer 1945 wurden Teile des Komplexes notdürftig wiederhergerichtet und zeitweise gastronomisch genutzt. 1957 jedoch ist der Rest der Kroll-Oper abgerissen worden. Heute erinnert dort nur eine Gedenktafel an sie.

An diesem Ort der Gewalt haben im Winter 1961/1962 junge Künstler aus Europa, Israel, Japan, Österreich und Frankreich Zeichen setzen wollen gegen Krieg und den Mauerbau, der damals erst wenige Monate her war. Die Bildhauer schufen rund 20 Plastiken, die in den Jahrzehnten in die Natur eingewachsen sind. Leider sind nicht mehr alle vorhanden.

Die Aktion der jungen Künstler fand große Unterstützung: Westdeutsche Steinbrüche spendeten die Blöcke und organisierten den Transport nach West-Berlin, die US-Army stellte sie mit einem Kranwagen auf dem Platz auf und der Senat übernahm die Aufenthaltskosten der ausländischen Künstler.

Zum 50. Jahrestag des Mauerbaus kam 2011 noch ein Werk dazu: Ben Wagins Stahlskulptur „Todes Mauer Bruch“ schließt damit die Wunde, die die anderen Plastiken symbolisieren.



---

## Das Gestapo-Bordell “Salon Kitty”

Prostitution gab es schon immer und alle Versuche, sie zu unterbinden, sind bisher gescheitert. Auch während der NS-Zeit war Prostitution in Deutschland verboten. Dies war aber reine Theorie, denn Bordelle wurden nicht nur geduldet, sondern teilweise sogar gefördert. So gab es über 500 Wehrmachtsbordelle in den besetzten Gebieten. Dort waren es vor allem einheimische Frauen, die größtenteils unter Zwang arbeiteten. Sogar in zehn KZs gab es sogenannte Lagerbordelle, die männlichen Häftlingen als Anreiz zur Mehrarbeit dienten.

In Berlin nutzen die Nazis aber auch ein Wohnungsbordell zu besonderen Zwecken. Der Salon Kitty, betrieben von Kitty Schmidt, wurde bereits um 1930 gegründet. Bald wurde die 3. Etage in der Giesebrechtstr. 11, nahe des Kurfürstendamms, zum beliebten Etablissement für gut betuchte Männer. Vor allem Unternehmer, Diplomaten, Politiker und andere Prominente fanden sich hier ein, der VIP-Puff war sehr diskret, auch nach außen hin. Angeblich

wussten sogar manche Hausbewohner lange nichts von seiner Existenz.

1939 wollte die Inhaberin und Antifaschistin Kitty Schmidt vor den Nazis fliehen, wurde aber an der holländischen Grenze von der Gestapo festgenommen. Ihr wurde angedroht, sie in ein Konzentrationslager zu bringen, wenn sie nicht mit dem "Sicherheitsdienst" zusammenarbeiten würde. Sie willigte ein.

Nun baute die Gestapo in alle Zimmer des Bordells Mikrofone ein, im Keller wurde eine Abhörzentrale installiert. 20 polizeibekannte Prostituierte wurden angestellt, "Frauen und Mädchen, die intelligent, mehrsprachig, nationalistisch gesinnt und ferner mannstoll sind". Sie alle erhielten eine Spionageschulung und sollten künftig ihre Kunden dazu bringen, unter dem Eindruck von Sex und Alkohol ihre Meinung zum NS-Regime zu sagen. Auch Nazi-Funktionäre wurden abgehört, Diplomaten sollten Geheimnisse abgeluchst werden, darunter war sogar der italienische Außenminister. Da es sich allerdings schnell herumgesprochen hatte, dass dort die Gestapo spannerte, waren die Abhörerfolge nicht sehr groß.

Nachdem das Haus 1942 von einer Fliegerbombe getroffen worden war, wurde der Salon Kitty in das Erdgeschoss verlegt, kurz danach endeten die Abhöraktionen. Das Bordell selber aber wurde nach dem Tod von Kitty Schmidt 1954 von ihrer Tochter unter dem Namen Pension Florian weiter betrieben, danach führte es noch ihr Enkel einige Jahre. Erst in den 1990er Jahren wurde der Betrieb eingestellt.

Bereits 1976 gab es einen reißerischen Kinofilm über den Salon Kitty, der in Deutschland aufgrund der massiv dargestellten Nazi-Ästhetik nur stark gekürzt gezeigt wurde.

Foto: Fridolin freudenfett (Peter Kuley) CC BY-SA 3.0



---

## Der Kemperplatz

Wer heute an der Ausfahrt „Kemperplatz“ des Tiergartentunnels steht, findet nur eine große Kreuzung. Einen Platz sucht man dort vergeblich. Aber es gab ihn. Und offiziell existiert er noch heute.

Der Kemperplatz erhielt seinen Namen 1858 durch das hier befindliche Wirtshaus „Kempers Hof“ von Johann Wilhelm Kemper. Der Gasthof nahe des Potsdamer Tores wurde von der „besseren Gesellschaft“ besucht, darunter Philosophen und Redakteure.

Vom Kemperplatz führte die Siegesallee, im Volksmund „Puppenallee“ genannt, zum Königsplatz vor dem heutigen Reichstagsgebäude. Auf dem Foto sieht man im Hintergrund die Siegessäule, die zu dieser Zeit noch auf dem Königsplatz stand.

Ursprünglich war der Kemperplatz kreisrund, gekreuzt von drei Straßen: Der Victoria-/Siegesallee, der Tiergarten-/Lennéstraße sowie der Bellevuestraße/Bellevue-Allee. 1877 wurde in der Mitte des Platzes der spätklassizistische Wrangelbrunnen errichtet. Er wurde jedoch 1902 wieder abgebaut und steht heute in der Grimmstraße in Kreuzberg. Statt seiner entstand der Rolandbrunnen mit einer monumentalen Anlage. Dieser wurde aber im 2. Weltkrieg stark beschädigt und 1950 abgerissen.

Nach dem Mauerbau wurde Richtung Norden die Entlastungsstraße gebaut, die am Kemperplatz ihren Anfang nahm. Schon damals hatte der Ort längst keinen Platzcharakter mehr. Seit der Eröffnung des Tiergartentunnels 2006 ergießt sich eine breite Ein- und Ausfahrt auf den einstigen Platz. Heute führt nur noch ein etwa 20 Meter langes Straßenstück zwischen Tiergarten- und Lennéstraße des Namen Kemperplatz. Er dient noch als Adresse des nordwestlichen Eingangs des Sony-Centers.

---

# Der unbekannte Schneckenberg

Bei Theodor Fontane wird er erwähnt, aber sonst ist er praktisch unbekannt: Der Schneckenberg im Tiergarten. Sicher – für einen Bayern ist die wenige Meter messende Erhebung nichts als ein Hügel, er würde sie vermutlich nicht mal bemerken. Aber Fontane schilderte den Schneckenberg, dessen Reste sich noch heute zugewachsen nahe der Ecke Ebert- und Lennéstraße finden, in seinem Text „Cécilie“:

*„Aber Häuser und Menschen in der Lennéstraße. Da hätte ich mir freilich einen anderen Stadtteil und vor allem ein anderes Vis-à-vis suchen müssen. Alles ist so still und verkehrslos hier, als ob es eine Privatstraße wäre mit einem Schlagbaum rechts und links. Sei's drum; man muß die Feste nehmen, wie sie fallen, und die Straßen auch. Im übrigen wird sich schon was finden, das der Betrachtung aus der Vogelperspektive wert wäre. Das an der Ecke da, das muß der Schneckenberg sein (Erinnerung aus meinen Collège-Tagen her)“.*

Fontane ist für seine genauen Betrachtungen bekannt und auch mir ist es unerklärlich, wieso kaum jemand diesen „Berg“ kennt. Ich selber habe ihn schon vor vielen Jahre entdeckt: Mitte der 1980er Jahre lag er direkt an der Mauer, versteckt im Dickicht. Im Durchmesser vielleicht 20 Meter, etwa acht Meter hoch, führte ein kaum noch zu erkennender Weg an die Spitze. Dieser Weg gab dem Hügel vermutlich den Namen.

Er muss einmal freigestanden haben, als er noch nahe der Stadtmauer stand. Vielleicht diente er als Aussichtsplattform? Das würde den gewundenen Weg nach oben erklären. Leider ist darüber nichts Genaues bekannt.

In den 1990er Jahren war der Schneckenberg dann Treffpunkt von jungen Männern, die im Schutz der Büsche schnellen Sex suchten. Nach der Fertigstellung des Tiergartentunnels begann die Neugestaltung des östlichen Teils des Parks. Auch rund um den Schneckenberg wurde breite Wege in die Büsche geschlagen, der einstige Hügel wurde verkleinert und ist jetzt vielleicht noch drei, vier Meter hoch. Und er ist wieder in den Büschen verschwunden, aber wenn man genau hinschaut, kann man ihn noch entdecken.

---

# Schreckensort in der Burgstraße

Die meisten Berliner und Touristen wissen, wo sich einst die Zentrale der Gestapo befand. Während der Mauerzeit lag auf der Prinz-Albrecht-Straße an der Grenze zwischen Kreuzberg und Mitte der Todesstreifen. Der Krieg hatte das alte Hotel zerstört, das der Nazi-Geheimpolizei als Hauptquartier diente. In den Kellern wurden zahlreiche Menschen gefoltert und ermordet. Die Straße heißt mittlerweile Niederkirchnerstraße und auf dem Gelände befindet sich die Topografie des Terrors. Aber dieser Ort beherbergte nur die Reichszentrale der Gestapo. Die „Staatspolizei-Leitstelle Berlin“ war im großen Polizeipräsidium an der Alexanderstraße untergebracht – und in der Burgstraße. Die Burgstraße in Mitte ist heute ein von Touristen überlaufener Ort, der eigentlich gar nichts zu bieten hat. Man durchquert sie lediglich auf 100 Metern Strecke, wenn man vom Hackeschen Markt kommt und auf die Museumsinsel möchte.

Vor den Kriegszerstörungen war es eine belebte Straße, hier befand sich die Berliner Börse und auf der anderen Straßenseite hatte der Zirkus Busch ein festes Haus. Die Burgstraße blickt bereits auf eine 350-jährige Geschichte zurück, die ihren Namen von der 1451 errichteten Burg am gegenüberliegenden Spreeufer hatte, aus der später das Stadtschloss wurde.

Während der Nazizeit nutzte die Gestapo die Häuser 26 bis 29, vom Hackeschen Markt aus gesehen die Gebäude auf der linken Seite. Die ersten zwei Häuser von der Bahn aus wurden im Krieg stark beschädigt und vor 30 Jahren abgerissen, die beiden anderen stehen noch.

In der Burgstraße 28 befand sich das sog. Judenreferat der Gestapo. Es organisierte die Deportation von rund 55.000 Berliner Jüdinnen und Juden in den Holocaust. In dem Haus befand sich auch ein sogenanntes Schutzgefängnis, in den Kellern und den Gebäuden des zweiten Hofes wurden Häftlinge gefoltert und ermordet.

Ein Hausmeister berichtete später, dass die Keller der Gebäude miteinander verbunden waren. In einem von ihnen sind noch zwei Tresorräume mit 40 cm dicken Stahltüren zu finden. Nach dem Ende der Naziherrschaft berichtete der Zimmermannslehrling Rolf Joseph, dass er genau dort gefoltert worden war, um Namen preiszugeben. Er wurde dort an Händen und Füßen gefesselt, über eine Holzkiste geschnallt und mit einem Ochsenziemer ausgepeitscht. In den 1970er Jahre lebte in der Burgstr. 22 noch ein ungarischer Jude, der ebenfalls in einem dieser Keller mit Metallringen an die Wand gefesselt worden war und misshandelt wurde.

Anders als andere Orte gilt die Burgstraße heute noch als schwarzes Loch in der Holocaustforschung. Das liegt vermutlich auch daran, dass im März 1945 im großen Stil die Akten vernichtet wurden. Die Folterer wussten, dass sie nach dem Zusammenbruch ihres Reiches für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen werden könnten.

Diese Leitstelle war ein sehr zentraler Ort in der Organisation des Holocaust. Direkt um die Ecke, in der Rosenstraße, wurden während der „Großaktion Juden“ (später als Fabrikaktion bezeichnet) die verhafteten jüdischen Ehepartner von nichtjüdischen Männern und Frauen untergebracht. Nur 200 Meter entfernt vom „Judenreferat“ entwickelte sich in den Tagen nach dem 27. Februar 1943 der breiteste Widerstand während der Nazizeit. Hunderte Frauen protestierten lautstark vor dem Gebäude Rosenstr. 2-4 und in den umliegenden Straßen, immer wieder bedroht von Polizei und Gestapo. Zeitweise wurden sogar Maschinengewehre gegen die Demonstrantinnen aufgebaut. Diese forderten die Freilassung ihrer etwa 2.000 jüdischen Angehörigen, die von dort aus deportiert werden sollten. Und tatsächlich war dieser Protest nach etwa einer Woche erfolgreich.

Nicht weiter entfernt von der Burgstraße befanden sich in der Großen Hamburger Straße das Erste Jüdisches Altersheim und eine jüdische Knabenvolksschule, die von den Nazis als Sammellager missbraucht worden sind. Rund 22.000 Menschen wurden von hier aus in den Holocaust geschickt.

Zwischen Burgstraße und Sammellager die Speditionsfirma von Erich Scheffler ihren Sitz, in der Großen Präsidentenstraße 9 am Hackeschen Markt. Für Scheffler war die Gestapo der beste Kunde. Mit seinen LKWs, Kabinenmöbelwagen und Pferdefuhrwerken transportierte die Spedition anfangs das zurückgelassene Eigentum von deportierten Juden zur weiteren Verwertung. Bald aber wurden mit seinen Fahrzeugen auch Juden aus ihren Wohnungen abgeholt, in die Sammellager überführt und von dort zur Deportation zu den Bahnhöfen gebracht. Es war in Berlin die Spedition, die am meisten von den Deportationen profitiert hatte. Und doch gab es noch eine andere Seite: Laut verschiedenen glaubwürdigen Quellen versteckte die Familie Scheffler zwischen 1943 und 1945 untergetauchte Juden in den Geschäftsräumen der Spedition und in ihrem Privathaus in Marzahn.

Insgesamt galt die Gegend um die Burgstraße der jüdischen Bevölkerung als Schreckensort, ausgerechnet nahe der Wohnviertel der armen und traditionellen „Ostjuden“. 1943 richteten einige Bombentreffer großen Schaden in den Räumen des Judenreferats an. Doch seine grausame Arbeit wurde in den verbliebenen Teilen der Gebäude und an anderen Orten weitergeführt.



---

# Jungfernheide

Der Volkspark im Norden Charlottenburgs ist nach dem Tiergarten der zweitgrößte Park Berlins und der letzte Rest eines ehemaligen Wald- und Heidegebiets, das einst von Moabit bis nach Tegel reichte. In Moabit erinnert der Name Waldstraße noch immer daran. Und selbst der S-Bahnhof Jungfernheide ist mittlerweile etwa einen Kilometer vom eigentlichen Park entfernt.

Ihren Namen hat die Jungfernheide vom Spandauer Nonnenkloster, das im 13. Jahrhundert gegründet wurde. Bis etwa 1800 diente sie als königliches Jagdrevier, danach wurde sie als Schieß- und Exerzierplatz genutzt. Die Stadt Charlottenburg kaufte 1904 einen Teil des Gebietes und wollte es zu einem Park umbauen, was sich aber immer weiter verzögerte. Nachdem Charlottenburg 1920 nach Berlin eingemeindet wurde, wurde schrittweise bis 1926 der Jungfernheidepark nach Plänen des Charlottenburger Gartendirektors Erwin Barth angelegt. Barth legte Wert darauf, dass ein Großteil des Baumbestands erhalten blieb, so wurde der Park also in den Wald hineingebaut. Nur im mittleren Teil schlug man eine große Schneise, hier entstanden u.a. große Spiel- und Liegewiesen, Spielplätze und ein künstlicher See mit einer 3 Hektar großen Insel, die über zwei Brücken erreichbar ist. Am östlichen Ende markiert der 28 Meter hohe Wasserturm einen Höhepunkt der Jungfernheide.

Heute erreicht man den Park sehr gut von U-Bhf. Halemweg auf der U7. Man taucht sofort in den Wald ein und als erstes fallen einem die Schilder auf, die vor dem Verlassen der Wege warnen. Der alte Baumbestand ist zu einer Gefahr für die Spaziergänger geworden.

Wir wählen einen Rundgang in Uhrzeigerrichtung. Auf einem Hauptweg erreichen wir einen kleinen Platz, von dem man den "Kulturbiertgarten" betreten kann. Kultur gibt es manchmal, Bier immer. Etwas abgeschieden kann man hier seinen Spaziergang unterbrechen, aber wir haben ja gerade erst angefangen. Das dazugehörige Freilufttheater ist geschlossen, aber hier hängt ein aktuelles Programm aus. 2000 Besucher fasst es. Ob auch mal so viele kommen?

Auf dem Weg weiter Richtung Westen liegen ein Bauspielplatz sowie eine Hundeauslauf-Anlage. Beide sind fest verschlossen und anscheinend nicht mehr in Betrieb. Oder nur innerhalb der Woche? Jedenfalls scheinen beide Anlagen sehr überholungsbedürftig zu sein.

Dann sehen wir schon das Wasser des Jungfernheidesees. Am östlichen Ufer ein Strand, bei dem warmen Wetter liegen ein paar Einzelne, Pärchen und Familien am Wasser, aber nur wenige baden auch. Bald erreicht man die Brücke, die zur Insel führt. Sie muss nur ca. zehn Meter Wasser überwinden, es sind hier alles keine großen Distanzen. Am Wasser entlang kommt man an zwei kleineren Häuschen vorbei, Pavillons, die den Spaziergängern zur Pause errichtet wurde.

Auch am westlichen Ende des Sees baden Leute, mehr als gegenüber. Jedoch ist dies hier ein offizielles Freibad, abgezäunt, sauber und es bietet einige Annehmlichkeiten wie Imbiss und Lokal, Toiletten und Umkleidekabinen. Der Nichtschwimmerbereich ist deutlich mit einer rot-weißen Kette abgezäunt, es sind vor allem Familien mit Kindern hier. Das kleine Strandbad, ein Familienbetrieb, ist auch bei heißem Wetter nicht überfüllt.

Hinter dem Bad geht es nördlich des Sees wieder zurück. Nur wenige Meter in einen Weg, durch eine kleine Gittertür - und man steht auf einem großen Sportgelände, mit mehreren Fußballplätzen, Vereinshaus, Gaststätte und mobilem Imbiss. Heute am Sonntag ist hier eine Menge los. Man kann sich mit einem Getränk in den Schatten setzen und den Sportlern beim Rennen zusehen.

Oder man setzt seinen Weg weiter fort, am See entlang erreicht man wieder die erste Badestelle. Hier beginnt auch die große Liegewiese, die mehrere hundert Meter weiter durch den Wasserturm abgeschlossen wird. Es ist hier tatsächlich eine Wiese, kein kurz geschnittener Rasen, die man sich allerdings mit zahlreichen Maulwürfen teilen muss. Der Wasserturm ist ein expressionistischer Klinkerbau von 1927. Mittlerweile gibt es in seinem Sockelbereich sogar wieder eine Gaststätte.

Im östlichen Teil des Parks hat man nochmal die Möglichkeit, durch Waldgebiet zu wandern. Hier gibt es auch Wildschweine, die in einem Gehege leben. Sie machen sich durch ihren strengen Geruch bemerkbar. Noch vor einigen Jahrzehnten reichte die Jungfernheide weiter Richtung Osten. Doch mit dem Bau der Stadtautobahn (Kurt-Schumacher-Damm) und des Flughafenzubringers gingen größere Teile verloren. Unter anderem der Platz, an dem sich 1856 der damalige Berliner Polizeipräsident Ludwig von Hinckeldey mit Hans-Wilhelm vom Rochow-Plessow **ein Duell lieferte** – und erschossen wurde. An dieser Stelle war daraufhin ein Kreuz errichtet worden, das aber mit dem Bau der Stadtautobahn versetzt werden musste und nun am Parkeingang an der Ecke Kurt-Schumacher-/Heckerdamm steht.

Wir gehen nun zurück zum Ausgangspunkt. Die vier Kilometer Rundweg sind schön zu laufen, wenn auch manchmal etwas frustrierend. Denn am Ende heißt es wieder: Das Verlassen der Wege ist verboten. Wegen Baum-Einsturzgefahr.

Foto: Kvikk CC-BY-SA 4.0



---

## Die Panke

Dass die Spree und Havel Berliner Flüsse sind, weiß jeder. Daneben gibt es aber noch drei weitere, die Dahme, die Wuhle sowie die Panke. Wer jedoch die Panke im Wedding sieht, den kommen Zweifel, dieses Rinnsal wirklich als Fluss zu bezeichnen. Doch das war mal anders: Im 18. und 19. Jahrhundert wurde die Mühle, deren Gebäude noch heute an der Badstraße steht, zweimal vom Hochwasser zerstört. 1888 brachte sie sogar ein Hinterhaus in der Schulendorfer Straße zum Einsturz. Das letzte Panke-Hochwasser verzeichnete man im Jahr 1980, allerdings mit wenig bekannten Schäden.

Dort wo heute die Wiesenbrücke über die Panke führt, stand übrigens einst das Dörfchen Weddinge. Gegenüber der Mühle befanden sich im 18. Jahrhundert Biergärten, daneben eine Heilquelle, deren Brunnen noch heute im Keller eines Hauses der Badstraße zu sehen ist. Diese Quelle gab der Gegend auch den Namen Gesundbrunnen. Zu dieser Zeit hatten sich rund um die Panke ein Erholungsgebiet entwickelt, noch heute sieht man nördlich der Badstraße den heute stillgelegten Pankearm, der einst als Badeanstalt diente.

Doch man ging nicht sehr liebevoll mit dem Brunnen und der Panke um. Zum einen waren da 30 Gerbereibetriebe, die sich 1850 flussaufwärts an der Panke angesiedelt hatten und ihre übelriechenden Abwässer in den Fluss leiteten. Dieser wurde immer mehr zu einem Moderloch und verbreitete einen derartigen Gestank, dass sich die Anwohner in empörten Eingaben beschwerten. "Wo die Panke mit Gestanke durch den Wedding rinnt, da halten sich die Nasen zu, Mann und Frau und Kind", so ein Reim über die "Stinkepanke".

Die Panke führte damals also noch richtig viel Wasser, bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war sie noch schiffbar. Wie heute kam sie aus Bernau, schlängelt sich im Norden Berlins durch Pankow und dann durch den Wedding. An der Chausseestraße führte der Fluss ursprünglich zum Schwarzen Weg (dieser Teil ist seit einigen Jahren wieder freigelegt), dann offen durch das Gelände der Charité und ergießt sich neben der Weidendammer Brücke in die Spree. Nach dem Mauerbau sperrte Ost-Berlin den letzten Teil der Panke, das Wasser wurde fortan in den Nordhafen umgeleitet.

Dass die Panke mal ein wichtiger Fluss war, erkennt man auch an der Benennung der Bezirke Pankow (in Berlin) und Pankeborn (in Bernau) sowie der barnimer Gemeinde Panketal. Auch in Lieder und der Literatur wurden ihr mehrere Gedenksteine gesetzt, u.a. von Kurt Tucholsky und Fredy Sieg.





---

# Der Landwehrkanal

Mit dem Spottlied "Es schwimmt eine Leiche im Landwehrkanal" wurde die ermordete Rosa Luxemburg nach ihrem Tode noch posthum verhöhnt. Leider ist dies das einzige Lied, in dem das größte Bauwerk Berlins vorkommt. Als der Kanal am 2. September 2000 sein 150-jähriges Jubiläum hatte, kam niemand auf die Idee, dies zu würdigen. Aber das steht in alter Tradition: Schon seine Einweihung war der Presse 1850 nur wenige Zeilen wert. Die Berliner nahmen ihn im Prinzip nicht wahr, zumal er damals noch außerhalb der Stadtmauern lag...

Ausschlaggebend für den Bau des Kanals waren die unzureichenden Kapazitäten der Spree-Schleuse am Mühlendamm (heute im Bezirk Mitte). Die Schiffe mussten schließlich wochenlang warten, bis sie die Schleuse passieren konnten, die damals schon mitten in der Stadt lag. Sie war zu eng, die Schleusenammern zu kurz, der Ansturm zu groß.

Es ist nicht bekannt, wann der sogenannte Landwehrgraben angelegt wurde, der direkt nördlich der Stadtmauer zwischen dem Schlesischen und Halleschen Tor verlief. Wenn die Spree Hochwasser führte, diente der Graben zu ihrer Entlastung. Ab 1705 gab es auch Holztransporte über den Landwehrgraben. Doch erst über hundert Jahre später wurde die Situation an der Schleuse so untragbar, dass die Idee zum Bau einer Ausweichmöglichkeit aufkam. Schiffen, die die Stadt nicht anlaufen sondern nur durchqueren wollten, sollten so um die Mauern herum geführt werden und die Spree in Berlin entlasten.

1818 stellte der Ober-Mühleninspektor Schwahn einen Plan zum Bau des Umgehungskanals auf. Er sollte elf Meter breit und selbst bei niedrigstem Oberwasserspiegel noch mindestens 1,30 m tief sein. Nachdem bereits alle Vorbereitungen getroffen waren, ließ der König den Bau jedoch 1820 aus Kostengründen stoppen.

Erst 1840 erhielt Peter Joseph Lenné den Auftrag zur Bebauung des Köpenicker Feldes. Sein Konzept enthielt als Hauptpunkt die Anlegung eines schiffbaren Wasserweges, der an der Spree an der jetzigen Schillingbrücke begann. Von hier aus wurde der Luisenstädtische Kanal über den heutigen Engeldamm, Oranienplatz, Erkelenzdamm zum späteren Urbanhafen geführt. Parallel dazu trieb Lenné die Entwicklung der alten Idee einer Spree-Umfahrung voran.

Die Bürokratie mahlt oft langsam, in diesem Fall besonders. Als 1845 der Bau des Landwehrkanals begann, war an manchen Stellen noch nicht mal seine genaue Trassenführung entschieden. Die endgültige Linienführung beschrieb der Bauleiter des Kanals, Ingenieur Helfft:

*"Der ungefähr 1 3/8 Meilen [10,4 km] lange Landwehrkanal tritt oberhalb des Schlesischen Thores, nicht weit von der ehemaligen Mündung des Landwehrgrabens, aus der Spree, durchschneidet alsdann die Chaussée nach Treptow, entfernt sich, die sogenannten Berliner Wiesen durchschneidend und bei seiner Wendung beinahe einen rechten Winkel bildend, von der Stadt, kommt derselben bei Durchschneidung des Rixdorfer Dammes wieder näher, erreicht die Stadtmauer am Halleschen Thore, durchschneidet ferner die Militairstraße [Wilhelmstraße], die Berlin-Anhalter Eisenbahn, die Schöneberger Straße, die Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn und die Potsdamer Straße, läuft die Grabenstraße entlang, wendet sich dann nach dem ehemaligen Fasanen-Gehege nach Charlottenburg und mündet endlich oberhalb Lietzow, bei dem neuen königlichen Salzmagazine, in die Spree aus."*

An der Stelle des heutigen Urban-Krankenhauses stieß der Luisenstädtische Kanal in den Landwehrkanal, hier wurde der Urbanhafen angelegt, der die gesamte Fläche des heutigen großen Parkplatzes, einen Teil des Krankenhaus-Neubaus sowie gegenüber einen Teil des Böcklerparks einnahm. Der Luisenstädtische Kanals durchbrach zwischen dem Kottbusser und dem Halleschen Tor die Stadtmauer, worauf heute noch der Name Wassertorplatz hinweist. Mitten in die Bauarbeiten platzte die Revolution von 1848, die auch die 5.000 Arbeiter am Luisenstädtischen Kanal erfasste. Elf von ihnen starben im Oktober 1848 am Engelbecken.

Durch die Schleusentore am Anfang und Ende des Landwehrkanals konnte eine konstanter Wassertiefe gehalten werden, unabhängig vom tatsächlichen Wasserstand der Spree. So wurde gewährleistet, dass die Tiefe nie unter 1,50 m sank. Die Breite betrug an der Wasseroberfläche etwa 20 Meter. Allerdings maß die Sohle nur zehn Meter, die Ufer stiegen damals schräg an, so dass die Schiffe nicht direkt am Rand halten konnten.

Dass der Platz nicht reichte, wurde nach dem Abriss der Stadtmauer und der schnellen Ausbreitung der Stadt deutlich. Zahlreiche zum Entladen angelegte Schiffe blockierten den Kanal. Bei den Begegnungen und Überholmanövern in der schmalen freibleibenden Rinne wurde die Uferbefestigung an zahlreichen Stellen beschädigt, wodurch Sand durchbrach und den Kanal dort unpassierbar machte. 1880 erließ die Stadt daher die Order, dass der gesamte Kanal periodisch stets nur in eine Richtung befahren werden durfte.

Um die Situation zu entspannen sollte nur etwa 300 Meter südlich ein weiterer Umgehungskanal gebaut werden. Allerdings fiel die Entscheidung aus finanziellen Gründen dann zugunsten eines Ausbaus des Landwehrkanals. Natürlich dauerte die Realisierung wieder viele Jahre, erst 1941 (!) war die Erweiterung des Landwehrkanals abgeschlossen. Das Profil war statt trapez- nun kastenförmig, wodurch eine nutzbare Breite von 22 Metern entstand, die Anlegung von Steilufern und Ladestraßen gaben den Schiffen die Möglichkeit, zur Entladung anzulegen, ohne den Durchgangsverkehr zu behindern. Auch der Wasserstand wurde verändert, der nun mindestens 1,75 Meter und in der Kanalmitte 2 m betrug.

In der Folgezeit erhielt der Landwehrkanals aufgrund des Krieges eine besondere Bedeutung, vor allem zur Schuttabfuhr. Doch die zunehmende Motorisierung auf der Straße sowie schließlich die Teilung der Stadt machten ihn seit den 60-er Jahren fast überflüssig. Heute wird er fast nur noch von Ausflugsdampfern genutzt.

Ein noch schlimmeres Schicksal erlitt der Luisenstädtische Kanal, nach der Bebauung des Köpenicker Feldes wurde er kaum noch befahren. Im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen wurde der Kanal 1926/27 zugeschüttet und stattdessen ein breiter Grünzug angelegt, der ab 1961 teilweise als Grenzstreifen diente. An einer Stelle aber hat er noch ein deutliches Zeichen hinterlassen: Die Waldemarstraße überquert den ehemaligen Kanal noch immer über eine (während der Mauerzeit zugemauerte) Brücke!



---

## Die Quelle Fürstenbrunn

Fürstenbrunn hört sich an, wie ein Dorf bei Salzburg (das gibt es dort tatsächlich), dies ist aber nicht gemeint. Vielen Autofahrern ist der Fürstenbrunner Weg ein Begriff, der am Klinikum Westend vorbei Richtung Siemensstadt führt. Nördlich des Krankenhauses, wo die Straße heute zum Rohrdamm wird, lag Mitte des 18. Jahrhunderts eine winzige Siedlung. Dort kehrten die Jäger ein, die in der damals noch nahen Jungfernhede vom Tiere meucheln kamen. Es gab da eine Quelle, deren Wasser besonders schmackhaft war. Alle anderen Quellen im Berliner Raum waren stark eisenhaltig. Anders diese Quelle, in deren Wasser es kaum Eisen gibt.

Das leckere Wasser lockte aber nicht nur die Jäger an. Auch der Kurfürst Friedrich III. und seine Sophie Charlotte, nach der später Charlottenburg benannt wurde, sollen die Quelle oft besucht haben. Angeblich wurde sogar eine eigene Leitung zur Lietzenburg / Schloss Charlottenburg gelegt, was aber nicht bewiesen ist.

Auch später genoss der Adel dieses Wasser. Mitte des 19. Jahrhunderts war Friedrich Wilhelm IV. oft in dem 1818 erbauten Schützenhaus, später sogar die deutschen Kaiser.

Etwas um 1860 erhielt das bisherige Gasthaus den Namen Fürstenbrunn. Schon damals wusste man sich mit guter Kundschaft zu schmücken. Dazu kam die gesundheitliche Kontrolle des Wassers. Das gute Ergebnis des Chemischen Laboratorium von Dr. Fresenius ließ sich Alfred Rohde, der Wirt des Gasthauses, sogar auf eine Postkarte drucken.

Seit 1888 wird der Fürstenbrunn professionell ausgebeutet. Im 20. Jahrhundert entstand eine Abfüllanlage, die durch lange unterirdische Rohre mit der Quelle verbunden ist. Heute kann man das Fürstenbrunn-Wasser auch beim Discounter kaufen. Selbst, wenn man kein Jäger oder Adliger ist.

---

## Der Meistersaal in Kreuzberg

Unauffällig gliedert sich das 100 Jahre alte Gebäude mit der durch Säulen verzierten Fassade in die Häuserfront der Köthener Straße, nicht weit entfernt vom Potsdamer Platz. Und doch ist dieser Ort voll mit Geschichte, Musikgeschichte vor allem. Als ich das Gebäude zum ersten Mal wahrnahm, war ich noch ein kleiner Junge. Es stand allein und halb zerstört in der Straße, auf der anderen Straßenseite war die Mauer. Durch einen Gebietsaustausch zwischen Ost- und West-Berlin wurde sie im Jahr 1972 abgerissen, das dahinterliegende Gelände zwischen Stresemannstraße und Landwehrkanal wurde vom Bezirk Mitte (Ost) dem Bezirk Tiergarten (West) zugeschlagen. Das Haus Köthener Str. 38 stand aber noch auf der Kreuzberger Seite.

Begonnen hat seine Geschichte vor etwas mehr als hundert Jahren. Die Innung des Bauhandwerks errichtete es 1913 als Verbandshaus. Es diente als Bürohaus, sein Herzstück jedoch war der 265 Quadratmeter große Saal. Hier fanden Veranstaltungen statt, hier wurden den Handwerksgesellen nach bestandener Prüfung die Meisterbriefe überreicht.

Anfang der 1920er Jahre zogen mehrere künstlerische Einrichtungen in das Gebäude ein, Verlage, eine Galerie. Im Meistersaal fanden Lesungen statt, Theater- und Musikaufführungen. Während der Nazizeit wurde es verstärkt für Konzerte genutzt, die Reichsmusikkammer übernahm die Kontrolle über den Saal. Ein Luftangriff im November 1943 zerstörte den gesamten hinteren Teil des Gebäudes, abgesehen von den kaputten Scheiben blieb der Meistersaal jedoch intakt. Die oberen Stockwerke waren jedoch ebenfalls ausgebombt und blieben die folgenden 30 Jahre zugemauert und ungenutzt.

Auch nach dem Krieg diente der Saal vor allem zur Aufführung von Konzerten und Theaterstücken. Zwischen 1948 und 1961 wurde der Meistersaal als Ballhaus City bzw. Ballhaus Sisi genutzt. Doch mit dem Mauerbau brach das Publikum weg, statt mitten in der Stadt befand sich das Gebäude plötzlich ganz am Rande.

Noch im Jahr 1961 griff die Schallplattenfirma Ariola zu und baute den Meistersaal zu einem Aufnahmestudio um. Opern- und Operettensänger (René Kollo, Rudolf Schock, Ivan Rebroff), aber auch Schlagerstars wie Zarah Leander oder Peter Alexander nahmen hier Schallplatten auf.

15 Jahre später begann eine komplette Renovierung des Gebäudes. Der Meisel Musikverlag aus Wilmersdorf hatte 1976 den gesamten Komplex gekauft und auch die oberen Stockwerke wieder hergerichtet. Überall entstanden Tonstudios, die kurz zuvor gegründete Marke Hansa war eben auf dem Weg, für ihre qualitativ hochwertigen Aufnahmen international bekannt zu werden. Das auch deshalb, weil die Studios immer auf dem neusten technischen Stand gehalten wurden. Schon früh arbeitete man hier z.B. mit Computern.

Viele bekannte Künstler wie David Bowie, Depeche Mode, U2, Richard Clayderman oder Jon Bon Jovi reisten an, um im Meistersaal ihre Schallplatten einzuspielen. Und auch ein Großteil der westdeutschen Musikszene nutzte die Hansa-Studios, Rock, Pop, Schlager, Liedermacher, viele große Namen waren vertreten, wie Lindenberg, Jürgens, Nena, Tote Hosen, Rosenberg, Maffay und, und, und...

David Bowie hatte drei seiner wichtigsten Alben größtenteils im Meistersaal produziert. Und wie so einige



In3s - Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0 andere schummelte er ein bisschen. Zu seinem Song "Heroes" wurde er angeblich durch die Mauer auf der gegenüber liegende Straßenseite inspiriert. Tatsächlich aber war diese bereits vier Jahre zuvor abgerissen worden. Aber egal, die Geschichte ist trotzdem schön.

Ab dem Frühjahr 1989 entstand auf dem Brachgelände an der Köthener Straße der sogenannte Polenmarkt, das Tempodrom baute seine Zelte auf und mit dem Mauerfall kamen die vielen Autos. Der einst ruhige Meistersaal war nun nicht mehr als Aufnahmestudio zu gebrauchen. Stattdessen sollte er wieder zu einem Veranstaltungsort umgebaut werden.

1994 war dieser Umbau fast beendet, als alte Fotografien des Saals auftauchten. Daraufhin begann der Umbau erneut. Doch dem Saal war nicht viel Glück beschieden. Mehrmals wechselten die Eigentümer und auch die Konzepte. Derzeit wird der Meistersaal als Veranstaltungsort für verschiedene Events genutzt. Und auch hin und wieder für Musikaufnahmen.



---

## Seebad Mariendorf

Berlin hat viele einstige Vergnügungsorte, von denen heute nichts mehr zu sehen ist. Kaum jemand kennt noch den **Lunapark** am Halensee, das **Haus Vaterland** am Potsdamer Platz oder die **West-Eisbahn** am Bahnhof Zoo. Ein solch verschwundener Ort ist auch das Seebad Mariendorf.

Heute sieht die Häuserzeile in der Ullsteinstraße aus wie Tausende andere in Berlin. Nachkriegsbauten aus den 1950er Jahren, ein paar Neubauten, dazwischen gehen Wege in den Block hinein. Sie führen allerdings nicht in Höfe, sondern in einen kleinen Park, der sich um eine Seniorenresidenz windet. Dahinter im Blockinneren liegen zwei Fußballplätze, sie sind zu allen Seiten von Häusern umgeben, weder vom Mariendorfer Damm, noch von der Rathausstraße aus sind sie zu sehen.

Genau hier befand sich seit dem 19. Jahrhundert das Seebad Mariendorf. Adolf Lewisohn hatte das feuchte Wiesengelände einst von seinem Vater geerbt. Am Grenzweg (heute Ullsteinstraße) ließ er Anfang der 1870er Jahre ein mehrstöckiges Gebäude mit einem Restaurant errichten, aber das eigentliche Geschäft machte er mit den Teichen auf der Wiese. Er ließ sie tiefer ausbaggern und wenn sie im Winter zufroren, begann die Eisernte. Das Eis wurde in die kühlen Keller des Gebäudes gebracht und dort Monate lang gelagert. Damals gab es noch keine Kühlschränke und so waren Gastwirte zur Kühlung des Bieres auf Stangeneis angewiesen. Dies lieferte ihnen nun Adolf Lewisohn, dessen Auslieferungskutschen bald selbst im damals noch weit entfernten Berlin zu sehen waren.

Bis zu 500 Touren am Tag soll er geliefert haben.

Parallel dazu baute Lewisohn ein Teil des Geländes zu einer öffentlichen Badeanstalt aus, die er 1876 eröffnete. Dass im gleichen Jahr der Ingenieur Carl von Linde den ersten funktionstüchtigen elektrischen Eisschrank erfand und damit das Ende vom Stangeneis einläutete, ahnte Lewisohn zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Doch in den folgenden Jahren ging die Eisproduktion immer mehr zurück und an ihrer Stelle wuchs das Schwimmbad. Adolf Lewisohn ließ ein 130 Meter langes Sportbecken anlegen, in dem Wettkämpfe stattfanden. Aus einem 60 Meter tiefen Brunnen wurde ständig neues Wasser gepumpt, so dass die Werbung von der größten und schönsten Badeanstalt Groß-Berlins mit ständigem Zu- und Abfluss sprach.

Das Bad wuchs jedes Jahr, es entstanden feste Betonbecken, und im Jahr 1912 fanden im Seebad Mariendorf sogar Ausscheidungskämpfe für die Olympischen Spiele in Stockholm statt. Mit dem Ersten Weltkrieg war dann erstmal Schluss mit Baden, das Restaurantgebäude wurde zum Lazarett umfunktioniert.

In den 1920er Jahren hatte das Seebad dann seine beste Zeit. Bis zu 4.000 Gäste am und im Wasser, 7.000 konnten im Restaurantgebäude gleichzeitig bewirtet werden. Der Rand des Geländes wurde als Park angelegt, dort waren noch einige der alten Teiche vorhanden. Es gab einen hölzernen Sprungturm und zur Markgrafenstraße hin am südlichen Ende des Bades eine große Sandfläche als Strand.

1934 musste Helene Lewisohn, Witwe des einige Jahre zuvor verstorbenen Adolf, das Bad verkaufen. Im Rahmen der „Arisierungen“ durch die Nazis erhielt sie dafür nach Bezahlung aller Rechnung gerade mal 151,25 Reichsmark. Nur ein kleiner Teil des Grundstücks blieb in ihrem Besitz, bis auch dieser 1939 zwangsversteigert wurde. Wie schon im Ersten Weltkrieg wurde das Restaurantgebäude wieder zu einem Hilfskrankenhaus.

Trotz des Krieges ging der Badebetrieb weiter, erst 1947 wurde es geschlossen. Nur im Sommer 1950 öffnete das Seebad Mariendorf nochmal für einige Monate, danach aber wurden die Becken zugeschüttet. Das Technische Hilfswerk nutzte das einstige Bad als Übungsgelände, bis es ab 1954 teilweise bebaut wurde. Auch das Restaurant wurde abgerissen.

Helene Lewisohn, die nach dem Krieg versucht hatte, das Bad und das Restaurantgebäude zurück zu erhalten, hatte damit keinen Erfolg. Sie starb verarmt 1957 in der nahen Prühßstraße. Vom einstigen Seebad ist heute nur noch einer der Teiche sowie ein kleiner Torbogen übrig.



---

## Haus der Einheit

Schon viele residierten hier: Jüdische Kaufleute, Nazis, Kommunisten, Kapitalisten. Es ist eine laute, stark befahrene Kreuzung, Torstraße und Prenzlauer Allee treffen hier aufeinander. Nur wenige hundert Meter nördlich des Alexanderplatzes ist das sogenannte „Prenzlauer Tor“ ein ungemütlicher Ort. Wie zufällig platziert stehen einige alte Wohnhäuser, der Nikolai-Friedhof an der Ecke zieht immer wieder alte und neue Nazis zum Gedenken an Horst Wessel an. Gegenüber ein großes Gebäude, seine Fassade, markant geschwungen, mit einer „Bauchbinde“ in der ersten Etage. Es hat eine wechselvolle Geschichte und wechselnde Adressen.

Als der jüdische Kaufmann Hermann Golluber 1928/29 das Haus errichten ließ, hieß die Torstraße noch Lothringer Straße. Die Nummer 1 wurde ein Stahlskelettbau im Stil der Neuen Sachlichkeit. Am Rand des Scheunenviertels wurde ein Warenhaus gebaut, in dem auch der ärmere Teil der Berliner einkaufen konnte. Und es war ein Kreditwarenhaus, die Kunden konnten „auf Pump“ einkaufen.

Das Haus enthielt ein Dachterrassen-Restaurant und großzügige Räume auch für die Angestellten. 1929 war die Eröffnung als „Kaufhaus Jonaß“, doch schon vier Jahre später kam der erste Einschnitt. Im Dezember 1933 nutzten die Nazis einen Teil des Gebäudes als Ausstellungsfläche. Golluber und sein ebenfalls jüdischer Geschäftspartner Hugo Halle nahmen zwei Mitarbeiter in die Geschäftsleitung auf, um nicht enteignet zu werden. Doch Golluber und Halle wurden von den beiden aus der Firma gedrängt und flohen 1939 aus Deutschland.

Warenhäuser galten im NS-Staat als „jüdisch“, selbst wenn diese – was praktisch bei allen der Fall war – gar nicht mehr Juden gehörten. Die neuen Besitzer schlossen das Kaufhaus, bauten es um und vermieteten es an die Reichsführung der Hitler-Jugend. 1942 verkauften sie es an die NSDAP.

Direkt nach dem Krieg zog der „Zentralausschuss der SPD“ in das Gebäude ein. Mit der Zwangsvereinigung von KPD und SPD im April 1946 ging der Komplex an das Zentralkomitee der neugegründeten „Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“. Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl als erster und einziger Präsident bzw. Ministerpräsident arbeiteten in diesem Haus. An sie erinnern noch heute zwei Tafeln am Eingang (noch zu seinen Lebzeiten wurde die Lothringer Straße 1951 in Wilhelm-Pieck-Straße umbenannt, das ehemalige Kaufhaus erhielt damit wieder eine neue Adresse). Das Gebäude hieß nun offiziell „Haus der Einheit“, was auf die Zusammenlegung der kommunistischen und der sozialdemokratischen Parteien hinwies. Während des Arbeiteraufstands am 17. Juni 1953 war es deshalb auch Ziel von Angriffen durch Demonstranten. Im Anschluss daran spielte es eine unrühmliche Rolle in der Verfolgung von Oppositionellen. Die Schauprozesse gegen Aufständische des 17. Juni wurden hier „vorbereitet“, die Todesurteile schon vorher festgelegt. Aber auch andere verheerende Maßnahmen wie Kollektivierung der Landwirtschaft und die Enteignung der Betriebe wurden zum großen Teil in diesem Gebäude beschlossen und organisiert.

Im Jahr 1956 zog das „Institut für Marxismus-Leninismus“ in den Bau ein. Auch das Parteiarchiv der SED, das historische Archiv der KPD sowie mehrerer Massenorganisationen nutzen das einstige Warenhaus. Mit der Wende kam dann nicht nur das Aus für die DDR, sondern auch für das einstige Parteigebäude. Die Archive wurden ins Bundesarchiv verlagert, die SED-Nachfolgepartei musste das Haus abgeben. Seitdem steht es unter Denkmalschutz. Längst ist es den Erben von Hermann Golluber und Hugo Halle zurückgegeben worden, trotzdem stand es noch jahrelang leer. 2010 zog hier der edle Soho-Club ein. Club, Restaurant, Hotel, Schwimmbad. Jüdisches Warenhaus in den 1920ern, Hitler-Jugend unter den Nazis, marxistische Lehranstalt in der DDR und nun Wohlfühlort von Reichen. Erneut hat das Gebäude sich der Zeit angepasst.

*(Foto: Bundesarchiv)*

